

Sachsen-Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Freitag 28. August 1896.

Berliner Bureau Berlin SW., Grenadierstraße 3

Der Zarenbesuch in Wien.

In Rußlands Herrscherhaus scheinen sich gewisse Eigenschaften nicht vom Vater auf den Sohn, sondern von Großvater auf den Enkel zu vererben. Nikolaus I. und Alexander III. waren mehrere Charaktere, aber kurz angebunden und nicht geneigt, Sympathien durch lebenswüthiges Entgegenkommen zu gewinnen.

Ist es gerade gegenwärtig von Bedeutung, wenn den Herrschern Oesterreich-Ungarns und Rußlands, sowie den leitenden Staatsmännern beider Reiche Gelegenheit zu persönlicher Aussprache und Verständigung geboten ist.

Dem Besuch des Zaren in Wien wird die Zusammenkunft unseers Herrschers mit Nikolaus II. in Breslau und Götting folgen. Hier wie dort wird er den Eindruck empfangen, daß sein Vortreiben, mit seinen europäischen Nachbarn in freundschaftlichen und friedlichen Einvernehmen zu leben, nirgends ein bereitwilligeres Entgegenkommen finden kann.

Deshalb können wir den Besuch des Zaren in der Hauptstadt des engbekannten Nachbarreiches als eine Hofschaff des Friedens und als Zeichen eines guten Verhältnisses zwischen Rußland und Oesterreich ansehen.

Nachstehend geben wir an der Hand der uns zugegangenen Telegramme eine Schilderung des geistigen ersten Tages des Aufenthaltes des russischen Kaiserpaars in Wien.

Wien war heute sehr früh auf den Beinen. Trotz Regens und empfindlicher Kühle füllten bereits vor sieben Uhr Morgens ungewohnte Menschenmassen die festlich geschmückten Straßen.

Jahresliche Eiderhörnchen in Glöckchenblau waren auf ihrer Spitze der Hofstraß nachwärtig von der berüchtigten dritten Abteilung.

Unterdesen fanden sich auf dem festlich geschmückten Nordbahnhof die zum Empfang geladenen Gäste ein. Gegen 1/10 Uhr erschienen die offiziellen Persönlichkeiten.

Kaiser Franz Joseph trat um 10 Uhr den Perron, sehr scham aussehend den russischen Garde-Uniform als Chef des Reichshofmarschallamtes mit der niederen Bekleidung, dem Hauptpfeifer, dem hohen Stiefeln und dem himmelblauen Band des Andreaskreuzes über die Brust.

Pünktlich um 1/11 Uhr fuhr der Hofsonderzug mit den russischen Gästen in die Bahnhofhalle ein. Die Militärkapelle intonierte die russische Nationalhymne.

Als Erste steigt die Jarin in blaublauer Faillerober mit gleichfarbiger viergeschrägter Belinee und gleichem Kapottehütchen aus.

Unmittelbar nach der Jarin verläßt der Zar in österreichischer Uniform den Wagen, die beiden Monarchen begrüßen sich sehr innig.

beiderseitigen Suiten. Besonders zeichnete dabei Kaiser Franz Josef den Fürsten Lobanow aus.

Das Aussehen des Zaren, sowie der Jarin war ganz vortheilhaft. Zar Nikolaus II. gegen seinen leiblichen Wiener Aufenthalt als Thronfolger etwas voller geworden.

Das österreichische Kaiserpaar besiegte jedoch mit seinen hohen Gästen weit offene, mit 6 Schimmel- u. 1 Daumont bespannte Wagen.

Am 12/1 Uhr traf das russische Kaiserpaar an dem russischen Hofschaffsplatz ein, wobei sie von dem Hofschaff Grafen Rasputin und dessen Gemahlin empfangen wurden.

Am 1/4 Uhr wurden vom Kaiser von Rußland empfangen: der österreichisch-ungarische Minister des Aeußeren Graf v. Goludowski, der Reichskriegsminister Ederl v. Krieghammer, der Graf des Reichsjustizministeriums Baron Sallau und Johann der österreichische Ministerpräsident Graf Boheni.

Am Nachmittag fand in der Hofburg ein Gala-Diner statt. Beim Eintritt in den Saal führte Kaiser Franz Joseph die Kaiserin Alexandra und Kaiser Nikolaus die Kaiserin Elisabeth.

Eine Armenier-Revolte in Konstantinopel.

Während es den Bemühungen der Mächte allmählich gelungen ist, den freiesinnigen Wirren ein Ziel zu setzen, haben die armenischen Revolutionäre in Konstantinopel auf die Neue den Versuch gemacht, durch einen verzweifelten Gewaltstreik die Augen Europas auf sich und auf die Lage ihrer christlichen Mitbürger in den Armenien des türkischen Reiches zu lenken.

Schon vor etwa elf Monaten, am 30. September 1895, verühten es die Armenier, ihre Angelegenheiten vor den Augen des Reichstages und vor europäischen Zeugen in Äniz zu bringen, indem sie den Straßen Stambul und seiner Vorstädte zur offenen Rebellion schritten.

Armenische Agitatoren schossen in Galata auf die Vorübergehenden und warfen zahlreiche Bomben, um die öffentliche Ordnung zu stören.

Nachstehend geben wir eine ausführliche Meldung des Wiener „Tel.-Korresp.-Bureaus“ wieder: Konstantinopel, 27. August. Im Verlaufe der geistigen Unordnungen wurden der Worter und zwei Beamte der Dithomanbahn getödtet.

Armenische Agitatoren schossen in Galata auf die Vorübergehenden und warfen zahlreiche Bomben, um die öffentliche Ordnung zu stören.

Nachstehend geben wir eine ausführliche Meldung des Wiener „Tel.-Korresp.-Bureaus“ wieder: Konstantinopel, 27. August. Im Verlaufe der geistigen Unordnungen wurden der Worter und zwei Beamte der Dithomanbahn getödtet.



[Nachdruck verboten.]

Auf Grünweide.

41)

Roman v. S. Palmé-Panzen.

Gleich nach dem Tode, nach erfolgter Beſtattung des theueren Bruders veranlaßten aus Italien eingegangene geſchäftliche Briefe den Gutsherrn, ungeſäumt eine Reiſe dahin anzutreten. Es ſtand zwar nicht zu erwarten, daß deſſen perſönliche Anweſenheit auf den von ihm mit Bezug auf ſeines Mündels Vermögen angeſtrengten, ſich keinem Ende nähernden Prozeſſe nutzbringenden Einfluß üben könnte, aber Hartmann wünſchte genaue und klare Einſicht über die Verhandlungen zu erlangen. Seine Anſtrengungen, aus dem Ruin der Banken in Anbetracht der beſonderen Verhältniſſe, der ſonderbaren, gerichtlich vielleicht anzufechtenden Teſtamentsbeſtimmungen, für ſein Mündel, wenn auch nur Geringes zu retten, blieb indeſſen erfolglos. Doch brachte Reimer das Bewußtſein mit heim, nach allen Richtungen hin ſeine Pflicht und zur Rettung des Geldes alle erdenklichen Verſuche gemacht zu haben. Darüber war der Herbst vergangen und Schneedecken breiteten ſich bereits über Felſen und Wieſen, als er endlich dem ſehnjüchtigen Drange ſeiner Gefühle Gehör ſchenken und die Heimreiſe antreten konnte.

Im Hauſe, wußte er, traf er Alles noch wie ſonſt an. Annette hatte keineswegs ihren Entſchluß ausgeführt und war in's Kloſter gezogen. Ohne Sophie ſollte dies nicht geſchehen; daß dies nicht allzulange mehr dauern würde, mochten Beide vorausſetzen. Das feindſelige Verhältniß zu der jungen Marietta hatte ſich allmählich zu einem ganz erträglichen, ja freundlichen, geſtaltet, dagegen die Freundschaft zur Landrätſin ſichtbarliche Abkühlung, faſt ein Ende erlitten, ſeitdem dieſe Verrätherin an Annettes Vertrauen geworden. Das konnte die alte, eigene und empfindliche Dame derſelben weder vergeſſen noch verzeihen, und Hermine ſchien dies wenig zu kümmern; ſie hatte ihr Benehmen nicht einmal zu motiviren oder zu entſchuldigen geſucht, war abgeriſt, ohne Gruß und Lebenvohl, und das Einzige, was man von ihr auf Grünweide in dieſen Monaten erfahren, war die eingefandte lithographirte Verlobungs-Anzeige. Dieſer ſolgte bald darauf die von Herrn Weiland mündlich mitgetheilte Heirathsanzeige mit der Ergänzung, daß ihm die Freude geworden ſei, für immer das geliebte Enkelſöchterchen bei ſich behalten zu dürfen.

Die unnatürliche Mutter hatte ſich in das glanzvolle Treiben des high-life geſtürzt, ob ſie dort Frieden für das unruhige Herz, Erſatz für das verſchmähte Mutterglück gefunden? Schwerlich. Sie lebte dahin, dem Rauſch der Gegenwart ſich hingebend, wie Jene leben, die, aller Innerlichkeit entbehrend, von der hohen Bedeutung entbehrend, von der hohen Bedeutung des Lebens nur ſichte, unklare Begriffe haben. Ihr Name wurde auf Grünweide nur ſelten, zuletzt gar nicht mehr genannt, denn auch für Marietta hatte er ſchmerzlichen Klang. Sophie erachtete es als eine Nothwendigkeit, die Beziehungen aufzuklären, in welchem dieſe Frau einſt zu ihrem Neffen geſtanden, dadurch fand das für Marietta biſher unverständlich geliebene Intriguenſpiel ſeine Löſung.

Von der Zukunft, der verheißenſvollen, wurde zwiſchen Beiden nicht geſprochen. Sophiens zartfühlendes Herz vermied jede, auch die geringſte Andeutung, daß ſie Mitwiſſerin eines Herzensgeheimniſſes geworden. Und Marietta trug das ihre mit mädchenhafter Scheu und Zurückhaltung in ſich.

Die letzten ſchattenhaften Zweifel an die Erfüllung höchſter Wünſche ſchwanden, als ſie jenes Abends, nach Leſung der erſchütternden Briefe aus Copen, dieſe in den Schreibtiſch ihres Vormundes legte. Dort, ſorgfältig geborgen unter dem Kreuzband

ihrer Briefe aus Kindheitstagen, lag ein getrocknetes Je-länger-je-lieber und daneben jene blaue, viel beſungene Blume, welche die Poeſie als das Sinnbild der Treue und Liebe bezeichnet.

Es lag ſeitdem in Marietta's Weſen, ihrem Gang und Thun eine ſtillglückliche, ernſte Ruhe, etwas frauenhaft Sinniges, nicht mehr das leichtlebige, tändelnde, ſcherzende Kinderthum; es lag ausgegoſſen über ihr der ſüße Ernſt der vom Kinde zur Jungfrau Ermachten, ein Hauch ſtiller Würde, ſanfter Weiblichkeit, erhöht durch alle die äußeren Vorzüge, die ihr Natur ſo verſchwenberisch verliehen.

Kräftiger und ſchöner war nach der langen Krankheit der Körper erſtanden, auch entwickelter, und wie ſie jetzt in dem hellen Weihnachtszimmer umherwandelt im tieſchwarzen Sammetkleid, von dem ſich die Weiße des Halses und Antlitzes ſo wunderbar abhebt, gleicht ſie mit ihren ſanften, ſorglichen Händen der jugendlich ſchönſten Frau, welche mit Gaben der Liebe den Raum ſchmückt, in dem ein geliebter Gatte erwartet wird.

Das Zimmer trägt dieſelbe Phyſiognomie des vorigen Jahres. In der Mitte deſſelben ſieht die herrlichſte und ſchlankſte Tanne des Forſtes, ſeitwärts, zum Abendwärts einladend, der wohlbeſetzte Theetiſch, wo über bläulicher Flamme die Theemaſchine heimlich ihr Liebchen ſummt. Daran thätig die beiden alten Damen, die eine mit der Bereitung des Thee's beſchäftigt, hell und froh blickend, während die Schwefel, das unvermeidliche Strickzeug in den Händen haltend, hinter dem Lichtſchirm hervor auf den geſchmückten Tannenbaum ſchaut, an dem Marietta ein helles Licht nach dem anderen aufleuchtet läßt.

Jetzt ſchlägt der Hoſhund an, die Peitiſche knallt, Schlittengeläute ertönt, ein vielſtimmiges Ruſen und Reden. Der Hausherr iſt da. Sämmtliche Leute haben ſich auf dem Hofe verſammelt.

Reimer, in Pelz gehüllt, ſpringt aus dem Schlitten, er iſt erfreut über den feſtlichen Empfang, über die ſichtbarlich ſich verrathende Freude ſeiner Untergebenen. Für Alle hat er ein Wort der Begrüßung, Einzelnen gibt er die Hand und verſpricht vorzuſehen hernach in den großen, heut weihnachtlich geſchmückten Domestikenzimmern, wo nach althergebrachter Sitte den Leuten Feſtgeſchenke und beſonders ſorgfältig gewähltes Feſtessen ge- reicht werden.

Dann betritt er ſein Haus, den bekränzten Hausfluſt, wo ſich das weibliche Dienſtpersonal verſammelt, auf dem auch die Seinigen ihm entgegen treten. Er muß ſich tief bücken, der große, ſtarke Mann, um die kleine, rundliche Geſtalt ſeiner Tante zu umfaſſen, Annette erhält einen kräftigen Händedruck und dann — ſein Auge ſchweift ſuchend umher — dann trifft es die reizende Mädchengeſtalt, die zaghaft im Hintergrund ſiehe, geblieben iſt. In wenigen Schritten ſieht er vor ihr.

„Marietta!“
Ihre Hände liegen ineinander, zum erſten Male wieder ſeit jenem Abend, wo ſie ſich in unausgeſprochener Liebe gefunden.

Als ſich die kleine Familie um den Theetiſch verſammelt und der erſte Strom der Unterhaltung dahingerauſcht, anfangs ernſterer Art, denn nach dem Tode Gottfrieds war es ja das erſte allſeitige Zuſammentreffen, dann allmählich hineingleitend in die heiter geſtaltete Gegenwart, ſagte Reimer, um ſich blickend auf die ausgebreiteten Gaben unter dem Tannenbaum, die es verriethen, daß man in freigiebigſter Weiſe ſeiner gedacht:

„Wenig vermag ich Euch wieder zu geben für die vielſeitigen Ueberräſchungen, wodurch Ihr mich hier erfreut. Ich will meine Koffer öffnen laſſen und dann ſeid nachſichtig mit den vielleicht ganz unklauen Eintäufen eines unpraktiſchen Jung-

gefallen. Dir, Tante Annette, brachte ich ein Toilettenstück mit, dessen Zweck mir eigentlich nicht ganz klar geworden ist, obgleich der Verkäufer in Florenz dasselbe als etwas besonders Nützliches und Anmuthiges pres. Ein indisches Gewebe von feinem weißen Wollstoff, ohne Anfang und Ende, wie mir scheint, einem Tischtuch gleichend, störte in der Mitte nicht so ein sonderbarer Beutel mit Franzen und Trödeln die glatte Fläche.

„Aber, mein bester Reimer, eine Gesellschaftsbeduine, was soll ich im Kloster damit machen?“

„Nun, etwa bei kalter Witterung dieselbe im Zimmer umlegen.“

„Im Zimmer! Ich bitte Dich! Ein so kostbares theueres Gesellschaftstück! Welch' eine Verschwendung!“

Der Gutsberr zuckte die Achseln.

„Vielleicht auch eine Verschwendung, Tante Sophie, daß ich Dir von einem italienischen Künstler mein Portrait malen ließ, aber ich dachte —“

„Du dachtest,“ vervollständigte die alte Dame dankbar, „daß es mir Ersatz geben könne, wenn ich nicht mehr hier, nicht wie Jahre hindurch, täglich Dein liebes Angesicht sehen darf!“

Sie drückte freudig erregt seine Hand und fuhr fort: „Und was hast Du dem Kind, was Marietta mitgebracht?“

Die Frage übergieß sein Antlitz jäh mit dunkler Gluth.

„Etwas winzig Kleines,“ antwortete er, „ich weiß nicht, ob Marietta es annehmen wird — laßt mich jedoch vorerst sehen, womit Ihr mich erfreut.“

Er erhob sich in sichtlicher Befangenheit und beugte sich über die zierlich geordneten Gaben, ohne eigentlich zu wissen, worauf sein zerstreuter Blick haftete.

Marietta war ebenfalls aufgestanden, sie folgte der Aufforderung Annettes, gemeinsam die Koffer zu öffnen, mit jener bange, süßen Befangenheit, die es ahnt, daß nur noch Minuten das ersehnte Glück von der Erfüllung trennen.

Als Beide das Zimmer verlassen, wandte sich Reimer mit schneller Bewegung zu seiner Tante.

„Tante,“ sagte er, „Du beabsichtigst also ganz unabänderlich in wenigen Wochen mit Tante Annette Grünweide zu verlassen?“

„Ja, mein lieber Reimer, so schrieb ich Dir bereits.“

„Es wird dann hier sehr einsam werden.“

„Aberdings — recht einsam.“

Marietta — „Natürlich, Marietta würde Grünweide ebenfalls verlassen müssen.“

„Hat sie davon gesprochen, das Verlangen ausgedrückt?“

Klang es fast heftig.

„Kein Wörtchen davon, Du Miktrauender, Unverbesserlicher!“

Es entstand eine kleine Pause.

Reimer kreuzte die Arme und blieb so vor der alten Dame stehen.

(Schluß folgt.)

Der Bergbruch in Kienholz bei Brienz.

Aus Bern, 25. August, wird der „Zeff. Jtg.“ geschrieben: Wer mit den Dampfschiffe von Bönigen nach Brienz fährt, gewahrt in dem bei Brienz an den See stoßenden Gelände eine lange, breite Schuttmasse, die sich hoch vom Berge längs des Lammbaches bis zu den blauen Wassern des Sees ergoß. Von der Ferne möchte man meinen, es wären hier große Erdarbeiten vorgenommen worden, wie man sie bei Eisenbahnbauten sieht. Das sind die Verheerungen, die der Bergbruch in dem Dorfe Kienholz angerichtet. Kienholz hängt scheinbar mit dem Dorfe Brienz zusammen, zu dessen Gemeinde es auch gehört. Zwischen dem See und Kienholz zieht sich die Brünigbahn hin. Wer je mit der Bahn von Brienz nach Meiringen fuhr, der hat auch die Häuser von Kienholz in den lichten Matten, von zahlreichen Nußbäumen beschattet, erblickt. Wo nahm die Katastrophe ihren Ausgang? Von den Bergen auf der Seite des Rothhorns kommt der Lammbach. Vor 200 Jahren konnten nach alten Urkunden die Hirten noch mit Hilfe eines Stabes über den

Bach setzen. Jetzt ist sein Bett 300 m breit und 150—200 m tief. Oben im Berge hat der Bach ein Gefälle von 1 : 2. Zu beiden Seiten des Baches brachen die hohen aus Moräne gebildeten Wände und stürzten ins tiefe Bett, Tannen und Steine mit sich reisend. Der Bach staute sich und bildete einen See. Bei gutem Wetter blieb die Masse liegen, wo sie war. Mit dem eintretenden Regen jedoch wurde sie vom durchgehenden Wasser zu einer flüssigen, breiten Masse verwandelt, die, einem Lavaström gleich, zu Thal fuhr, in den Bergen oben blühschnell, unter im Dorfgebiete langsam, sodaß die Bewohner sich rechtzeitig aus den Häusern flüchten konnten. Bereits am 31. Mai d. J. hatte ein Bruch stattgefunden. Die erste Depesche aus Brienz vom 1. Juni meldete: „Infolge eines Bergbruches kam gestern im Graben des Lammbaches ein gewaltiger Schlammstrom langsam gegen das Dorf Kienholz, mehrere Häuser wurden eingeschlammt. Das ganze Dorf ist gefährdet, da noch ungeheure Massen Schlamm zum Nachrücken bereit stehen. Die Straße und Bahnlinie ist unterbrochen. Ein Theil des Dorfes ist von den Bewohnern geräumt worden. Ueber 100 Hektar Ackerland sind verwüstet. Das Ende der Katastrophe ist nicht abzusehen, da noch große Massen des Absturzes harren.“ Ein Fachmann sprach sich damals in einem Berichte der „N. Z. J.“ dahin aus:

„Sollte ein tüchtiger Regen kommen, so muß die gefürchtete Katastrophe eintreten und das gesammte Dörfchen vernichten, denn an ein Aufhalten des Schlamm- und Schuttstromes ist absolut nicht zu denken, obgleich die Regierung in ihrer Sitzung vom 3. Juni den nöthigen Kredit zu Schutzvorkehrungen bewilligt hat.“ Die Fachmänner theilten diese Anschauung, und als man daran ging, Gaben für die Beschädigten zu sammeln, dachte man vor Allem, es sei nöthig, den Bewohnern von Kienholz Land für eine Niederlassung an einer sicheren Stelle zu erwerben. Die Bergleute sind freilich unglaublich vertrauensselig, so lange sie die Gefahren nicht unmittelbar vor Augen sehen, und es erscheint fraglich, ob die Kienholzer sich hätten bewegen lassen, ihre Heimstätten auf immerdar zu verlassen. Die Häuser selbst stehen ja auf einer Abbruchmasse. Vor 500 Jahren, als Bern im Jahre 1353 den Hund mit den Waldstätten schloß, wurde das Dorf sammt Schloß verschüttet. Ein weiterer Bergbruch kam über Kienholz im Jahre 1823. Damals fanden 10 Personen, die sich auf einem Schiffe retten wollten, den Tod. Jetzt sind alle Häuser von den Bewohnern verlassen, noch am Sonntag waren die Leute damit beschäftigt, ihre Habseligkeiten zu retten. Auf Weg und Steg fuhr mit Möbeln beladene Wagen und Karren. Auf den Wiesen wurde das Gras gemäht und in den Feldern sah man zahlreiche Familien Kartoffeln ausgraben, die heuer nicht groß wurden. In der Befürchtung, der Schlammstrom — er hat eine Maximalbreite von 300 m — könnte jeden Augenblick noch größere Dimensionen annehmen, wird gerettet, was noch zu retten ist. Zu den Häusern konnte man nicht gehen, man wäre bis zum Kopf in den Steinbrei verfunken. Fachleute halten dafür, etwa ein Duzend Häuser werden für alle Zeiten unbewohnbar sein. Regierungsrath v. Wattenwyl, der schon Sonnabends zur Stelle war und das Abbruchgebiet in der Höhe besichtigte, versicherte mir, es werden bei Regengüssen weitere Massen nachrücken. Zum Gasthause des „Wilhelm Tell“ gehört eine Dependence mit einem Tanzsaal. Der Schlammstrom hat das Gebäude bis zum See hinunterbewegt. Dort, auf dem verschütteten Bahndamm, steht es, ein beredter Zeuge der großen Gewalt des Stromes. Während der Fahrt hat das Gebäude sich mehrmals gedreht. Bäume, an die es bei der Fahrt stieß, wurden wie Streichhölzer geknickt. Der Besitzer des „Wilhelm Tell“, Namens Kuster, ist am schwersten betroffen. Er hat das Gasthaus, das jetzt schief steht, vor kurzer Zeit gekauft, legthun hat der hartgeprüfte Mann auch noch seine Frau verloren. Heute ist er ein armer Mann, da es keine Häuserversicherungen gegen Zerstörungen durch solche Naturgewalt giebt. Auf dem neu verschütteten fruchtbaren Land befanden sich Kartoffeln, Bohnen, Gemüse. Wie Gärten waren die kleinen Aecker zu schauen. Jetzt liegt Geröll und Schutt darüber, ein Landwirth versicherte, es mögen 30 Jahre vergehen, bis der herabgewälzte Schutt wieder Kartoffeln und Gemüse hervorbringe. Die mächtigen Nußbäume haben übrigens dem Strom Stand gehalten. Die Einheimischen befürchten, daß neue Brüche erfolgen und weitere Häuser zerstört werden, die man jetzt noch sicher glaubt. Obgleich die Berner Regierung für Schuttbauten letzte Woche einen neuen Credit gewährt hat, kann nach Ansicht der Fachleute die lebendig gewordene Moräne im Berg oben kaum künstlich aufgehalten werden. Was die Passagiere der Brünigbahn betrifft, so müssen dieselben mit Schleppern von der Schiff-

lande zum oberen Ende des Sees befördert werden, um hier die Bahn zu bestiegen. Da auch die Straße längs des Sees verschüttet ist, sind die Fußgänger auf den Weg zu Wasser angewiesen. Die Driüingbahn wird nun einen Nothstieg errichten, damit die Dampfschiffe an der improvisirten Landungsstelle die Reisenden ans Ufer und zur Bahn bringen können. Wann die zerstörte Bahnstrecke hergestellt sein wird, läßt sich mit Bestimmtheit noch nicht sagen. Der Bahndamm unterhalb Kienholz längs des Sees hat unteufgar bewirkt, daß die Häuser noch tiefer in den Schlamm geriethen; denn der Strom, der sich einen Weg zum See bahnte, wurde anfänglich von dem Bahndamme gestaut. Nachher ergoß er sich dann über den Damm in die Tiefe des Sees, der selbst infolge der Katastrophe sich bedeutend ins Land ausgezehnt hat.

Unter Räubern.

Ein junger österreichischer Botaniker, Max Sostariß, der sich schon durch bosnische Forschungen einen Namen gemacht, unternahm jüngst ein dreimonatige Forschungsreise nach Albanien in das wilde Dibra. Er hatte viele Gefahren zu bestehen, wurde ausgeplündert und schließlich von der türkischen Behörde ausgewiesen. Er schilderte in Wien dem „N. W. Tgbl.“ seine Erlebnisse im „dunkelsten Europa“ und sie sind interessant genug, auszugsweise wiedergegeben zu werden. Mitte Juni war Sostariß von Monastir in Macedonien nach Dchrida gewandert, gute botanische Ausbeute machend. Er erzählt dann: „In Dchrida blieb ich zwei Tage, um Raft zu halten und Erkundigungen über den weiteren Weg nach Debr (Dibra) einzuholen, und war nicht wenig entsetzt, als ich erfuhr, daß die türkische Gendarmerie soeben nach einem Streifzug mit den abgeschnittenen Köpfen von 5 Räubern zurückgekehrt war. Man rieth mir also aufs Dringendste von der Fortsetzung der Reise ab, weil, wo 5 Räuber getödtet werden, gewiß noch 50 ungetödtete in der Nähe weilten. Selbst von offizieller Seite wurde mir dies gesagt, und ich mußte die förmliche Erklärung abgeben, daß ich, wenn ich doch weitergehen wollte, im Falle meiner Gefangennahme zu mindest die Behörden nicht durch Inanspruchnahme ihrer Intervention belästigen würde! Das ist wirklich ermuthigend für einen Forschungsreisenden, nicht wahr? Aber ich durfte mich davon nicht abhalten lassen. Ich hatte der Gesellschaft, die mich entsetzt hatte, mein Wort verpfändet, und sollte ich es nun darauf ankommen lassen, daß die bisherigen Ausgaben ohne jeden Nutzen hinausgeworfen waren? Nein, und so ging ich also. Die Leute in Dchrida hielten mich für einen Wahnsinnigen und gaben mich verloren. Ich aber hatte mir gesagt: unter solchen Umständen findet man den besten Schutz vor Räubern schließlich doch nur bei — Räubern, und hatte mir in aller Eile eine 15 Mann starke Räuberbande durch Vermittelung eines ihrer Helfershelfer als Eskorte gemietet. Ein bischen Fündigkeit muß man eben in seiner Reisetasche mitnehmen, wenn man durch Albanien geht. . . Nach großen Mühen und mannigfachen Gefahren gelangten wir am vierten Tage um 4 Uhr Nachmittags in die Nähe von Debr und nun schieden meine wackeren Begleiter von mir, sie getrauten sich nicht in die Stadt selbst — dort nannte man sie Räuber und einige Kugeln waren ihnen gewiß. . . Nun, und so marschirte ich also Ein Mann hoch in Debr ein. . . . Dort empfing man mich mit grenzenlosem Staunen. Notabene hatte ich den Weg bis Debr im albanesischen Kostüm zurückgelegt, dieses aber vor der Stadt gegen meine europäische Kleidung umgetauscht, und da waren denn die guten Albanesen durch die fremdartige Erscheinung ganz aus der Fassung gebracht. Ich stiege in dem ersten besten Han, einem albanesischem Wirthshause, ab, bringe mein Gepäck unter und beginne, in meinem Zimmer Umschau zu halten, als die Thür aufgeht und ein ganzer Haufe Albanesen hereinstürmt kommt; auf der Straße aber standen noch sehr viele, die keinen Platz mehr finden konnten. Sie könnten sich denken, wie ich erschrock — allein, nein, die guten Leute kamen nur auf Besuch und ich bewirthete sie mit Kaffee und Schnaps und suchte eine Unterhaltung in arnautischer Sprache, die ich so ziemlich verstehe, anzubahnen. Nachdem die erste Partie mich verlassen hatte, kam eine zweite, dritte, vierte herbei, und das ging so bis zum Abend fort. Alle wurden eingelassen, jeder Einzelne bekam Kaffee und Schnaps. Circa 300 Tassen Kaffee und 300 Schnäpse kostete mir der Tag — im Vertrauen will ich Ihnen aber ver-rathen: ich konnte leicht so verschwenderisch sein, denn in Debr kosten die Schale Kaffee und die Portion Schnaps je

— einen Kreuzer! Drei Tage blieb ich also in Debr, mitten in einer Bevölkerung, wo Alles bewaffnet ist und selbst die Bauern Revolver tragen, wo die Blutrache noch herrscht und der heroische siechende Charakterzug die Vorliebe für Räuberei ist! Unter diesen Menschen lebte ich, sammelte fleißig, besichtigte die Stadt und sah mir einen Jahrmart an, ohne daß mir von Jemand Nase und Ohren abgeschnitten worden wären. Aber als ich dann weiter nach Kostowo zog, da freilich kam ein Moment, wo ich mir sagte: Es ist um deine Nase geschehen! Der Weg dahin ist, scheint mir, in ganz Europa unbekannt. Er dehnt sich vier bis fünf Tage lang mitten durch die wildeste Gegend, die ich bisher gesehen, an fahlen, 3000 bis 4000 Meter hohen, steilen, zerklüfteten, mit Schnee bedeckten Felsen vorbei — ein an unheimliches Schmeigen verknüpft, nur von Räubern bewohnter Landstrich. Ich ging fürbas in meinem Albaneskostüm; immer dieselbe Bede, dieselbe auf der ganzen Landschaft lastende furchtbare Traurigkeit. Da auf einmal — ein Johanniskraut wuchs am Wege und ich bückte mich, um es zu pflücken — da trachte hinter mir ein Schuß und eine Kugel schlug knapp an mir vorbei ins Gestein. Ich fuhr in die Höhe, drehte mich blitzschnell nach der Richtung, von welcher der Schuß kam, und erblickte acht Räuber, das Gewehr im Anschlag, auf mich zielen. Ich sagte: „Ich habe nur sechs Napoleons, die gebe ich Euch.“ Darauf traten die Räuber zu einer kurzen, in arnautischer Sprache geführten Berathung zusammen, deren Verlauf ich ganz gut verfolgen konnte, was mich gar nicht sehr freute, denn der Betrag war ihnen zu gering, und im Schooße der Versammlung machten sich vier Richtungen geltend: 1) Die einen wollten mir Nase und Ohren abschneiden; 2) eine Gruppe wünschte kurzweg meinen Tod; 3) zwei Menschenfreunde waren dafür, für mich ein Lösegeld von 1000 Napoleons zu fordern und „im Nichteinbringungs-falle“ mich zu tödten; 4) der letzte endlich, der Hauptmann, meinte, ich sei als Einheimischer gegen das von mir angebotene Lösegeld freizulassen. Und diese mildere Ansicht drang, da ein Hauptmann eben ein Hauptmann ist, wirklich durch. Darauf ließ ich mir die „Dessa“ (Bluteid) geben, die Versicherung, daß mir nichts geschehen werde, worauf ich meine sechs Napoleons erlegte; dann geschah — nun rathen Sie einmal, was? . . . Wir ließen uns gemüthlich auf einen Felsen nieder, ich bot den Räubern Zigarretten an und wir rauchten und plauderten über allerhand Angelegenheiten — in arnautischer Sprache, und als die Unterredung zu Ende war, reichte mir der Hauptmann einen halben Napoleon als Wegzehrung. Darauf schüttelte ich jedes die Hand, ging und kam ärmer um 5½ Napoleons und doch froh ob meiner Erlebnisse in Kostowo an, im Besitze meiner reichen Sammlungen. Von dort ging ich nach Kalkande, dann weiter nach Uesküb. — Dort hatte ich das Malheur, daß der Konsul mich nicht als österreichischen Unterthanen anerkennen wollte, was zur Folge hatte, daß ich der türkischen Regierung verächtlich und von ihr gefangen genommen wurde. Nur dem raschen Eingreifen des Konsuls von Monastir Dr. Nemie von Kiewitowski hatte ichs zu danken, daß ich nach glücklich überstandenen Gefahren, sozusagen im Angesichte des Jaseus, nicht um alle Ergebnisse meiner Reise und vielleicht auch um mein Leben gekommen bin.“

Allerlei.

Isländische Gletscher. Professor Thoroddsen an der höheren Schule zu Reykjavik ist seit 15 Jahren mit der Untersuchung der geographischen und geologischen Verhältnisse Islands beschäftigt. Bevor dieser ausgezeichnete Gelehrte seine Forschungen begann, war von der Insel außer den von den Touristen besuchten Küstengegenden und den berühmten Gebieten der Genfir und des Hella kaum etwas Genaueres bekannt. Besonders war das große Plateau im Innern der Insel gänzlich Terra incognita. Man kann sagen, daß vor den Forschungszügen Thoroddsen's gut 1/3 des Landes noch nie von einem Menschen betreten war. Man mag allein an der Thatsache den Fleiß und die Aufopferungsfähigkeit dieses Mannes schätzen, daß nunmehr die ganze Insel von 104 785 Quadratkilometern als in den wesentlichen Zügen bekannt gelten kann. Ueber die Gletscher Islands giebt die belgische Zeitschrift Ciel et Terre auf Grund der Forschungen des genannten Gelehrten einen Ueberblick. Die Gletscher bedecken allein 13 400 Quadratkilometer des Landes, also ein Fünftel der ganzen Insel, meist in der am voll-

kommensten in Grönland erhaltenen Form des Inlandeises. Der gewaltigste Gletscher der Insel und damit, wenn man will, Europas, ist der Vatna- oder Kofa-Jökull, welcher eine Fläche von 8500 Quadratkilometern einnimmt. Die Erforschung dieser Eiswüste war mit unerhörten Schwierigkeiten verbunden, trotzdem wurde dieselbe in ihrer Ausdehnung und ihren wesentlichen geologischen Eigentümlichkeiten von Thorobden meisterhaft untersucht. Die größte Eigentümlichkeit dieses Gletscherfeldes besteht darin, daß sein Eis mit Kratern überfüllt ist. Ein besonders wunderbares und gewaltiges Schauspiel entsteht, wenn diese Krater in Thätigkeit gerathen. Dann schmelzen unter der Wirkung der Hitze die Eismassen in der Umgebung der vulkanischen Oefnungen und durch die plötzlich gebildeten Wasserengen sammeln sich fürchtbare Ströme, die Jökullhaupte, welche, mit enormer Gewalt dahinstühend, riesige Eisblöcke, Felsstücke und Schuttmassen mit sich fortwälzen. Solche Wasserfluthen sind nicht stets eine Folge vulkanischer Thätigkeit, sondern sie entstehen gelegentlich auch, wenn ein Wasserreservoir aus dem Innern der Gletscher ausbricht oder wenn der Wall eines auf den Gletschern oder in den Thälern aufgestauten Sees durchgerissen wird. Wie in allen Gletschergebieten, so sind auch in Island zeitliche Schwankungen in der Länge der Gletscher nachgewiesen worden. Nach Thorobden haben die Gletscher vom Anfange des Jahrhunderts an zugenommen, einige bis zum Jahre 1840, andere dauernd bis 1870. Dann trat allgemeine Abnahme an. Seit zwei oder drei Jahren sind die Gletscher in eine neue Phase des Wachstums eingetreten. Diese Schwankungen entsprechen zeitlich beinahe vollkommen denen der Schweizer Gletscher.

Etwas vom Trinken. Wohl kaum über einen andern Gegenstand hat sich der Volkshumor so sehr, aber auch so derb ausgesprochen als hinsichtlich des Trinkens, dessen Behandlung ja auch eines der beliebtesten Kapitel der Dichtkunst ausmacht. Die nachfolgende Blumenlese aus Wanders' Sprichwörterlexikon wird unsere Behauptung bewahrheiten. Da heißt es: Das Trinken war schon angenehm, wenn nur der Magenjammer nicht käme. — Wer viel trinkt, bezahlt langsam seine Schulden. — Die gern trinken nicht weit denken; kaum haben sie getrunken, soll man wieder schenken. — Es soll einer trinken wie eine Kuh (die hört nämlich auf, wenn sie genug hat). — Es trinken Tausend eher sich den Tod, als Einer stirbt vor Hungersnoth. — Gib Einem zu trinken, so hörst Du sein Dünken (wird allerdings sehr oft angewendet). — Ich trinke nie als nach den Horen, deren sind aber am Tage sieben. — Man kann wohl zu viel trinken, aber nie genug. — Man soll trinken utiliter, realiter, familiariter, mirabiliter solemmiter (zu Ruh und Frommen, nur einen guten Tropfen, in Gesellschaft seiner Frau, mit bewunderungswürdiger Leistung und mit festlicher Stimmung). — Mancher trinkt heimlich und ist öffentlich besoffen. — Süß getrunken, sauer bezahlt. — Trink' ich, so hink' ich; trink' ich nicht, so hink' ich doch; also besser trinken und hinken, als nicht trinken und doch hinken. — Trink' ich Wein, so verderb' ich, trink' ich Wasser, so sterb' ich. — Trinken ist gut, Nichttrinken besser. — Trinken und Sorgen thut nur im Anfange wohl. — Wer ein wenig zu viel trinkt, trinkt viel zu viel. — Sie tranken ein Glas, sie plauderten was und ließen die Sach beim alten Gemach. — Der Trinker befreit sich immer morgen. — Es giebt mehr alte Trinker, als alte Aerzte (natürlich, weil fast alle Menschen trinken, aber nicht alle Menschen Aerzte sind). — Trinkt, Brüder, sagte der Mönch, daß euch der Teufel nicht müßig finde, denn Müßiggang ist aller Väter Anfang. — Zum Schluß des Trinkers Stundentafel, die da lautet:

Es lohnt, mein Sohn, beherzige das,
Der Mühe kaum das erste Glas.
Man steht doch nicht auf einem Bein,
Drum schenk' das zweite Glas Dir ein.
Küll Dir das Glas zum dritten Mal,
Den' drei ist eine heil'ge Zahl.
Auf Bieren geht das Vieh einher,
Des Menschen Sinn steht stets auf mehr
Fünf Sinne sind des Geistes Gaben,
Ein Glas muß jeder Sinn doch haben.
Laß Dir die Warnung offenbaren,
Mit sechsen darf nur der Kaiser fahren.
Ein Brot Allem, was wir lieben,
Ein Beraat der bösen Sieben!
Beim achten Glase fromm betracht:
Den Keger thut man in die Acht.
Neun Musen sind auf dem Barnas
Und jeder ziemt ein volles Glas.
Whilister laß nach Hauje gehn,
Der echte Trinker hält aus nach zehn.
Schwanst Du, so trink den guten Efen.
Ein Freund wird Dir nach Hauje helfen.
Du sollst, laß Dir's bei Jndül befehlen,
Die Gläser trinken, doch nicht zählen.

Krokodile vor Gericht. Mehrere Stämme der Eingeborenen von Madagaskar unterscheiden sich dadurch von den Jüngern einer modernen Menschheitsgenealogie, daß sie ihren Ursprung nicht auf die Affen zurückführen, sondern auf die Krokodile, die den Fluß Befidofa bewohnen. Leider ließen sich diese Reptile durch die garten Bande der Verwandtschaft nicht abhalten, zuweilen, um einen etwas groben Schalepfeereichen Ausdruck zu gebrauchen, ihren Bauch als passendes Monument für einen zweibeinigen Vetter anzusehen, und es kam zu blutigen Kriegen im Schooß der zweigeistaltigen Familie, der endlich, wie in den von „Tempo“ wiedergegebenen Aufzeichnungen des Vaters Abinal zu lesen ist, durch einen merkwürdigen Vertrag beendet wurde. Die Landbewohner schworen Urfehde den Wasserbewohnern, verlangten dafür aber von diesen, daß sie ihren Appetit anderweitig befriedigen sollten, auf jeden Stöbruch seitens der Krokodile sollte die Todesstrafe stehen. Wohl nach dem Sage: „qui tacet consentire videtur“ ratifizirten die Krokodile diesen Vertrag. Sei es nun, daß Gelegenheit Diebe machte oder daß die langlebenden Saucier mit der Zeit gedächtnißschwach wurden und den Vertrag vergaßen oder daß sie, etwa nach Lombroso, sog. geborene Verbrecher sind, zuweilen kommt es vor, daß ein Krokodil den Vertrag bricht und sich an einem Verwandten der menschlichen Seitenlinie vergreift. Wenn ein solcher Mord bekannt wird, begiebt sich der Häuptling des Stammes, begleitet von der Menge, zu dem Strömeufer, verliest die Anklageschrift, daß Vetter Raiman einen Verwandten getödtet und die Tödtung mit Ueberlegung ausgeführt habe, erinnert dann an die feierlichen Verträge der Vorzeit, ruft Wehe über das frische Verbrechen und fordert die übrigen Krokodile auf, den Uebelthäter auszuliefern. Alsdann wird eine Art Angel, besetzt mit einem Ochsenvieht, in den Fluß gesenkt. Am andern Morgen begeben sich nun das Gericht und die Geschworenen nebst den Zuschauern wieder zum Ufer, die Frauen versehen mit Seidenfäden, die Männer mit spitzen Pfählen. Das Seil, an dem die Angel befestigt ist, wird eingezogen und mit ihm, zappelnd und mit dem gepanzerten Schweiße glänzend, alle Zeichen eines bösen Gewissens aufweisend, das mörderische und gemeine Krokodil. Zahlreiche Mittel fesseln es, der Gerichtshof tritt zusammen, fordert den Anklagten auf, vorzubringen, was er zu seiner Vertheidigung zu sagen habe, erwägt mildernde Umstände und verurtheilt ihn dann gewöhnlich zum Tode. Nachdem das Stäblein gebrochen, bohren die Henker unter gellendem Wuthgeschrei ihre Pfähle in den lebendigen Sarg des ruchlos Hingemordeten. Raum hat aber Vetter Raiman seine schwarze Seele ausgehaucht, so durchziehen mildere Gefühle die Nachrichter und sie gedenken, daß der Tod alle Sünden auslöscht. Die Verwandtschaft fordert ihre Rechte; an Stelle des zornigen Geheul's erhebt sich die Todtenklage über dem Leichnam des Gerichteten, Frauen umhüllen ihn unter Thränen und Seufzern mit ihren Seidenfäden und darauf wird er feierlich zur letzten Ruhe geleitet. Sollte einmal etwa in Deutschland ein der Menagerie entsprungenes Krokodil sich dergestalt vergehen, so wäre ihm freilich nach § 140 der Str.-Br.-D. ein Vertheidiger zu bestellen; vielleicht hätte derselbe Erfolg, wenn er sein Bladooper auf die zweifellos vorhandene moral. insanzig Vetter Raimans stützte.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Die viel besprochene Frage wegen Einführung von Innungen hat jetzt durch den Entwurf eines Gesetzes betreffend die Abänderung der Gewerbeordnung — Zwangsinnungen, Handwerker-ausschlüsse, Handwerkskammern, Freie Innungen, Innungsverbände, Lehrlingsverhältnisse, Meistertitel — 1896, 89, (47 S.), Preis 40 Pf. (R. v. Decker's Verlag, G. Schend, Königl. Hofbuchhändler, Berlin SW. 19), Gestalt gewonnen. Die in dem Entwurfe vorgeschlagene Organisation soll eine vollständige, das ganze Handwerk umfassende und dazu bestimmt sein: 1. die gleichzeitig herbeizuführende gesetzliche Neuregelung des Lehrlingswesens auszugestalten und durchzuführen; 2. die übrigen Interessen des Handwerkerstandes wahrzunehmen, insbesondere auf seine allmähliche Erziehung zu genossenschaftlicher Thätigkeit hinzuwirken, und 3. eine Standesvertretung gegenüber der Gesetzgebung und der Verwaltung darzustellen. Bei der Wichtigkeit der Frage ist es an der Zeit, sich mit derselben eingehend zu beschäftigen, und können wir allen Gewerken und Interessenten die Anschaffung dieses Entwurfs als Material zu den unausbleiblichen Besprechungen innerhalb der Gewerkschaftskreise nur empfehlen, zumal der Preis ein äußerst niedriger ist.

— Stangen's illustrierte Reise- und Verkehrs-Zeitung veröffentlicht in ihrer neuesten Nummer vom 15. August folgende Artikel: Der Yellowstone National-Park. Von Ernst Stangen. — Durch Massai- und zur Nilquelle. — Bäder-Nachrichten. — Abbazia. Von Lanera. — Die Berliner Gewerbe-Ausstellung und der Fremdenverkehr in den Alpenländern. Von Paul Dehn. — Vermischte Nachrichten. — Der ägyptische Bauchtanz in „Kairo in Berlin“. Von Carl Stangen. — Feuilleton („Das Kind“). Von S. Fries-Schwenzen. — Internationale Kunst-Ausstellung Berlin 1896. Von Richard Schott. — Ein neues Nordseebad. — Verkehrs-Nachrichten. — Bücher-Besprechungen.

Verantw. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Lohle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

20
41)
G
theuere
liche B
treten.
Anwe
Vermö
nugbr
genaue
Seine
tracht
viellei
menn
Doch
Richtu
erdenk
Herbst
seiner
Annett
in's R
daß
voraus
hatte f
gestalt
Abföh
Annett
empfin
Germi
nicht e
gereift
von i
eingefa
bald
Heirat
sei, fü
dürfen
des hi
Erfas
Sie le
Jene
Bedeut
seichte
weide
Marie
eine M
diese J
Marie
Lösung
Beiden
jede,
Herzen
mädch
Wüns
schütte
Worm

